

Thinking outside the box

Nachdenken über die eigene Identität im Musikstudium

Bianka Wüsthube

Interdisziplinäre Musiziergelegenheiten im Institut für Musikpädagogik an der Bruckneruniversität in Linz, die bei der künstlerischen Expertise der Studierenden ansetzen, geben ihnen die Möglichkeit, biografische Einflussfaktoren künstlerisch zu thematisieren. Sie regen an zum Nachdenken über den eigenen biografischen Hintergrund und zu einem bewussten Umgang damit. Sie eröffnen die Chance, über den eigenen Tellerrand zu schauen, und haben den Anspruch, Diskursfähigkeit und die Bewusstwerdung und Veränderung der mitgebrachten Haltung zu fördern.

Jeweils zum Studienbeginn im Oktober verbringen etwa 50 StudienanfängerInnen im Fach Instrumental-/Gesangspädagogik (IGP) gemeinsam eineinhalb Tage in der Landesakademie Schloss Weinberg in Oberösterreich. In dieser schönen Atmosphäre lernen sie sich kennen, musizieren miteinander, berichten sich gegenseitig von ihren Erfahrungen, diskutieren und reflektieren und setzen sich mit den grundlegenden Themen ihres Studiums auseinander. Aber obwohl das Studium gerade erst beginnt, sind die StudienanfängerInnen in ihrem jeweiligen künstlerischen Hauptfach schon ExpertInnen. Anders als in anderen Studienrichtungen haben unsere Studierenden bereits eine Aufnahmeprüfung bestanden, in der nur die Allerbesten zum Studium an der Kunstuniversität zugelassen werden.

Fast alle musizieren seit Kindheitstagen, einige haben an Musikwettbewerben teilgenommen oder in Jugendorchestern mitgespielt. Und um dort mitspielen zu dürfen, mussten sie Probespiele bestehen und sich dem erheblichen Konkurrenzdenken stellen: Immer war eine Höchstleistung zu erbringen und Exzellenz gefordert. Andere haben intensiv Bandarbeit betrieben und versucht, Engagements zu bekommen. Jedenfalls haben alle ausgiebig geübt und sich jahrelang intensiv auf die Zulassungsprüfung vorbereitet.

Die Studierenden haben also beträchtliche, wenn auch individuell höchst unterschiedliche Erfahrungen als Instrumental- und GesangsschülerInnen, zudem ist das Thema „Musizieren“ sehr emotional besetzt. Sie wissen bereits, worauf es fachlich ankommt, und verfügen über einen diesbezüglichen Erfahrungsschatz, der genutzt werden kann. Allerdings hat in vielerlei Hinsicht vor allem eine unbewusste Prägung stattgefunden: Werthaltungen haben sich ebenso herausgebildet wie subjektive Theorien über Lernen und Unterricht. Aus der Forschung zur Lehrerbildung wissen wir, dass diese „mitgebrachten“ Vorerfahrungen und Überzeugungen das Handeln von Lehrenden beeinflussen oder sogar dominieren. Unbewusst und wie selbstverständlich wählen angehende Lehrende Methoden und Inhalte aufgrund ihrer Vorerfahrung aus, und auch die Wahrnehmung und die Interpretation von Verhaltensweisen von SchülerInnen und das daraus folgende Handeln und Beurteilen wird durch die Eigenerfahrung beeinflusst.¹

MUSIKUNIVERSITÄT ALS „SONDERSCHULE“?

Aber nicht nur die Erfahrungen *vor* dem Studium prägen ihre Überzeugungen. Auch *im* Studium werden ihre Wert-





© ABPU/IMP

haltungen vor allem durch den Unterricht im zentralen künstlerischen Hauptfach geprägt, liegt doch hier in besonderem Maße der Exzellenzgedanke zu Grunde. Nach dem Auswahlverfahren zu Beginn des Studiums bereiten sich die Studierenden im Hauptfacheinzelunterricht im Grunde vier Jahre auf ein solistisches Abschlussprogramm für die große Bühne vor. Das zu erreichende Niveau ist durch die Vorgabe von zu spielenden Werken definiert, die Möglichkeit zur individuellen Auswahl der Werke eingeschränkt: Man spielt das, was der Professor oder die Professorin vorschlägt. Ziele sind ein technisch fehlerfreies virtuoses Spielen oder Singen, im klassischen Bereich die adäquate Ausführung großer Meisterwerke und im Jazzbereich das perfekte musikalische Agieren in verschiedenen Stilrichtungen.

Zudem sind Studierende an der Musikuniversität durch einen bestimmten Umgang mit Kultur und gewisse Vorstellungen von „legitimem“ Musikgeschmack geprägt, stammt doch der größte Teil von ihnen aus einer mittleren bzw. gehobenen Schicht.² Pierre Bourdieu beschreibt klassenspezifisch erworbene Weltansichten, unbewusste Verhaltensmuster und Einstellungen als Habitus. Wesentliche Elemente dieses Habitus gleichen denen der „Klassengenossen“. Der Habitus hat einen massiven Einfluss auf das Handeln der Person und bestimmt ihr

Agieren im sozialen Feld der Künste, vor allem wenn es um Konflikte geht.

Ebenso wie die Studierenden durchlaufen auch die Lehrenden der zentralen künstlerischen Fächer strenge Auswahlverfahren, um an einer Kunstuniversität unterrichten zu dürfen. Zugleich stehen sie als MusikerInnen im Rampenlicht. So ist die zuspitzende Frage des Inklusionsforschers Gerd Feuser, ob nicht gerade eine Musikuniversität, an der sich die künstlerische Elite versammelt, als „Sonderschule“ zu bezeichnen sei,³ sicher berechtigt.

SPANNUNG VON VORERFAHRUNG UND BERUFSFELD

Diametral gegenüber stehen nun Entwicklungen im angestrebten Berufsfeld: Musikschulen bekennen sich zur Inklusion, gefordert wird eine Musikpädagogik in sozialer Verantwortung. Dadurch, dass der Verband deutscher Musikschulen (VdM) im Jahr 2014 in seiner Potsdamer Erklärung Inklusion als Chance für die Weiterentwicklung einer Musikschule insgesamt bezeichnete, geht das Thema nicht mehr nur einzelne, in speziellen Bereichen besonders engagierte Lehrkräfte an, sondern wird zum Kernthema für alle: „Im Rahmen inklusiver Prozesse und barrierefreier Zugangsmöglichkeiten zur Musik-

schule müssen deren Angebote so gestaltet sein, dass sie grundsätzlich für alle Kinder und Jugendlichen offen und geeignet sind, unabhängig von sprachlichen, kulturellen, sozialen, geistigen und körperlichen Voraussetzungen.“⁴ Inklusion zielt auf ein Musizieren mit allen Menschen, unabhängig von ihrer Begabung, Behinderung, Herkunft, Hautfarbe, ihrem Glauben oder Geschlecht.⁵ Die Potsdamer Erklärung⁶ hat einige Publikationen inspiriert wie z. B. das von Katharina Bradler herausgegebene Buch *Vielfalt im Musizierenunterricht*.⁷ Auf den Bundeskongressen des VdM in den Jahren 2015 und 2017 und auch in den Fachzeitschriften wurde das Thema „Inklusion“ im Sinne von Vielfältigkeit der Lernenden und sozialer Verantwortlichkeit vermehrt behandelt, und eine große Anzahl von Weiterbildungsangeboten und Lehrgängen wie z. B. zur interkulturellen Musikpraxis sprießen zurzeit aus dem Boden.

Auch im Bereich der Musikvermittlung wird *social engagement* gefordert. So schreibt Constanze Wimmer in ihrem Artikel „Musik als gesellschaftliche Interaktion“: „Musikvermittler sind mittlerweile auf der Suche nach einem neuen Verständnis von Teilhabe und kulturpolitischer Agenda-Setzung“;⁸ und sie beschreibt die Forderung an Musiker und Musikvermittler, „Kunst nicht ausschließlich als Selbstzweck zu betreiben, sondern ebenso als Mittel zur Aufklärung, zur gesellschaftlichen Interaktion und zur Ermächtigung von Bevölkerungsgruppen zu begreifen, die anderenfalls einen erschwerten Zugang zu öffentlich geförderten (hoch-) kulturellen Einrichtungen hätten“.⁹

Die pädagogischen Lehrveranstaltungen im IGP-Studium befinden sich nun im Spannungsfeld zwischen den Erfahrungen mit einer exkludierenden künstlerischen Ausbildung und dem Anspruch, Kompetenzen für ein Berufsfeld zu entwickeln, das zunehmend inkludierend gedacht wird. Das heißt, die musikalisch hochbegabten Studierenden erleben eine exklusive Ausbildung, sie sind auf eine solistische Praxis und auf Exzellenz orientiert; ihr Bild von erfolgreichem Musiklernen ist oftmals der Vorstellung von perfekt interpretierenden InstrumentalistInnen bzw. SängerInnen verhaftet. Und so scheint es auch, als sei es für das Lehren in erster Linie wichtig, ein exzellenter Meister der Disziplin zu sein. Im angestrebten Berufsfeld hingegen wird zunehmend inklusive bzw. interkulturelle Kompetenz, *social engagement* und eine niederschwellige Arbeit mit Menschen gefordert, die sonst keinen Zugang zur Musik hätten.

ANERKENNEN DES NICHTERKENNENS

■ Was bedeutet dieser Gegensatz für die Ausbildung von Instrumental- und Gesangslehrkräften und welche Lehrangebote können in einem Curriculum einer Musikuniversität implementiert werden, um die neu geforderten Kompetenzen für das Berufsfeld zu entwickeln?

■ Wie können diese auf Höchstleistung ausgerichteten und am Wettbewerb orientierten „Sonderschüler“, wie

Feuser sie nennt, mit dem Thema Inklusion/Interkulturalität in Berührung kommen?

■ Wie kann ein Nachdenken über die mitgebrachten subjektiven Überzeugungen und eine Veränderung der Einstellungen angeregt werden?

Eine zusätzliche theoretische Lehrveranstaltung zum Thema „Inklusion“ wäre ebenso wenig geeignet wie ein verpflichtendes Modul „Weltmusik“, in dem verschiedenste Musikpraktiken erlernt werden. Hier bestünde die Gefahr handfester Zuschreibungen und der Erzeugung einer Illusion des kulturellen Verstehens des „Fremden“: „Verstehen des Anderen ist ein (koloniales) Phantasma“,¹⁰ schreibt Paul Mecheril und fordert, das Verstehen des Nichtverstehens zuzulassen, das Anerkennen des Nichterkennens, die Verschränkung von Wissen und Nichtwissen. Mecheril prägte in diesem Zusammenhang den Begriff von der Kompetenzlosigkeitskompetenz.

Auch aus lerntheoretischer Sicht wäre eine theoretische Lehrveranstaltung wenig sinnvoll: Gerade die Veränderung von subjektiven Wertvorstellungen und Haltungen vollzieht sich weniger durch kognitives Erfassen als durch das aktive und durchaus irritierende Erleben eines neuen Feldes. Lernprozesse eines Menschen vollziehen sich in der Interaktion mit anderen, wobei praktische, körperliche Erfahrungen wesentlich sind. Gerade auch, wenn es um ein Lernen im kulturellen Bereich geht, ist mimetisches Lernen, ein Lernen durch Mitmachen, Mitspielen, Abschauen, Kennenlernen und das Erleben anderer Lebens- und Sichtweisen wesentlich.

UNTERSCHIEDE DURCH BIOGRAFISCHE PRÄGUNG

Trotz der oben genannten Gemeinsamkeiten in Bezug auf die künstlerische Exzellenz sind in den Diskussionen der Studierenden auch große Unterschiede in Bezug auf die bereits biografisch erworbenen Bewertungsformen und Einschätzungen zu spüren. Anhand eines Beispiels aus einer Lehrveranstaltung im ersten Studienjahr wird dies deutlich: Im Einführungsseminar wurde gemeinsam ein Video eines instrumentalen Gruppenunterrichts mit vier SchülerInnen angeschaut. In diesem Unterricht wurde viel miteinander musiziert, gespielt und improvisiert. Der Lehrer griff spontan musikalische Ideen einzelner SchülerInnen auf und verwandelte sie in Aufgaben für die ganze Gruppe. Die SchülerInnen agierten mit dem vom Lehrer angebotenen Material sehr selbstständig. Neben technischen wurden auch grundlegende musikalische Fragestellungen thematisiert. ...

... Lesen Sie weiter in Ausgabe 5/2018.